

Unverkäufliche Leseprobe



Guy Deutscher

Die Evolution der Sprache

Wie die Menschheit zu ihrer größten Erfindung kam

2022. 381 S., mit 21 Abbildungen

ISBN 978-3-406-78368-5

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/33307881>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Die Sprache, diese größte Erfindung der Menschheit – die natürlich nie erfunden wurde –, wandelt sich fortwährend. Klug, ungeheuer kenntnisreich und voller Witz vermittelt Guy Deutscher die neuesten Erkenntnisse der Linguistik und beschreibt, wie alltägliche Gewohnheiten die eindrucksvollsten Sprachstrukturen hervor- und auch wieder zu Fall bringen. Anhand einer Fülle von Beispielen verstehen wir, wie die ausgeklügelten Grammatiken, enormen Vokabularien und komplexen Bedeutungszusammenhänge unserer heutigen Sprachen entstehen konnten und welche Triebfedern sie permanent in Bewegung halten. Und nebenbei beantwortet Guy Deutscher noch Fragen wie: Warum haben die meisten Sprachen kein Verb für «haben»? Warum sagte Luther «schlecht», wenn er doch das Gegenteil meinte? Und warum scheinen Türken rückwärts zu sprechen?

Guy Deutscher ist in Tel Aviv aufgewachsen. Er hat in Cambridge Mathematik und Linguistik studiert und dann am dortigen St John's College sowie an den Universitäten in Leiden und Manchester über Sprachstrukturen geforscht. Von ihm liegt bei C.H.Beck außerdem vor: *Im Spiegel der Sprache. Warum die Welt in anderen Sprachen anders aussieht* (52013, C.H.Beck Paperback 2020).

Guy Deutscher

Die Evolution der Sprache

Wie die Menschheit zu ihrer
größten Erfindung kam

*Aus dem Englischen von
Martin Pfeiffer*

C.H.BECK

*Diese Neuauflage ist meiner Tochter Helen
und meiner Frau Janie gewidmet*

Inhalt

Vorwort zur deutschen Ausgabe	9
Einleitung: «Diese wunderbare Erfindung»	11
1 Ein Luftschloss	33
2 Fortwährender Wandel	58
3 Die Kräfte der Zerstörung	89
4 Ein Riff aus toten Metaphern	134
5 Die Kräfte der Erschaffung	167
6 Das Verlangen nach Ordnung	197
7 Die Entfaltung der Sprache	237
Epilog	284
Anhang A: Kategorienwechsel	303
Anhang B: Noch einmal Laryngale?	312
Anhang C: Der Teufel im Detail	316
Anhang D: Der Kontrapunkt des Kochs	324
Anhang E: Der türkische Spiegel	329
Anhang F: Das Doppelleben der Eigenschaftswörter	338
<i>Karte:</i> Die wichtigsten indoeuropäischen Sprachen in Europa und Asien	301
<i>Karte:</i> Die semitischen Sprachen in ihren ursprünglichen Heimatländern	302
Anmerkungen	342
Literatur	358
Bildnachweise	370
Register	371

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Das Buch, das Ihnen vorliegt, basiert auf einem englischen Original mit dem Titel *The Unfolding of Language: The Evolution of Mankind's Greatest Invention*. Die deutsche Ausgabe ist jedoch keine Übersetzung im herkömmlichen Sinne des Wortes. Dieses Buch handelt von der Entwicklung der Sprache – nicht der englischen oder irgendeiner anderen spezifischen Sprache, sondern von den allgemeinen Wegen, welche alle Sprachen im Laufe ihrer Evolution durchschreiten. Weil aber die Originalversion einem englischlesenden Publikum zugedacht war, stammte die Mehrzahl der Beispiele, die zur Veranschaulichung der allgemeinen Prinzipien herangezogen wurden, selbstredend aus der Geschichte der englischen Sprache. Um das Buch einer deutschen Leserschaft zu adaptieren, war es nun notwendig, viele Änderungen vorzunehmen, die weit über eine bloße Übersetzung hinausgehen: Neue Beispiele – diesmal aus der deutschen Sprachgeschichte – mussten die ursprünglichen ersetzen und umfangreiche Passagen dementsprechend geändert oder sogar komplett neu geschrieben werden. So viel ist sicher: Wäre dieses Buch ursprünglich in deutscher Sprache konzipiert gewesen, hätte einiges noch einmal anders ausgesehen. Aber ich hoffe dennoch, dass deutschsprachige Leserinnen und Leser hier ein Buch finden, das nicht nur in ihrer Sprache geschrieben ist, sondern diese Sprache auch wirklich spricht.

Es ist eine große Herausforderung für einen Autor, einen Text auf eine Sprache umzumünzen, deren er (seinem «sprechenden» Nachnamen zum Trotz) nicht mächtig ist. Diese Aufgabe wäre ohne das Engagement anderer nie gelungen, und es ist mir eine besondere Freude, an dieser Stelle meine Dankbarkeit kundgeben zu dürfen. Zuallererst bin ich Martin Pfeiffer aufs höchste verbunden. Es verlangt einem Übersetzer nicht wenig Mut ab, die Übertragung eines solchen Buchs auf sich zu nehmen – so bin ich ihm zu großem Dank verpflichtet dafür, dass er sich

dieser Herausforderung willig stellte, vor allem aber für seinen kompromisslosen Qualitätsanspruch, für seinen Einfallsreichtum und für die Geduld, mit der er die zwanghafte Silbenspalterei des Autors ertrug.

Die Übertragung des 4. Kapitels greift auf Vorarbeiten von Theresa Heyd und Werner Richter zurück, denen ich an dieser Stelle meinen Dank aussprechen möchte. Ferner gebührt mein Dank Ulrike Freywald, Tomas Klenke, Ferdinand von Mengden, Michael Rölcke, Uri Rom, Anette Rosenbach, Jan Hendrik Schmidt, Özlem Schmidt und Horst Simon für ihre Hilfe. Zuletzt möchte ich meine Dankbarkeit insbesondere Charlotte Weyrauch und Nina West gegenüber ausdrücken, die keine Mühen scheuten, die Realisierung dieses Unterfangens zu unterstützen.

G. D.

Hampshire, England, im Mai 2008

Einleitung

«Diese wunderbare Erfindung»

Unter allen vielfältigen Schöpfungen der Menschheit gebührt der Sprache der Vorrang. Andere Erfindungen – das Rad, die Landwirtschaft, der Reißverschluss – mögen unsere materielle Existenz verwandelt haben, aber zu Menschen gemacht hat uns die Entstehung der Sprache. Im Vergleich zu ihr verblässen sämtliche anderen Erfindungen, denn alles, was wir je erreicht haben, hängt von der Sprache ab und hat seinen Ursprung in ihr. Ohne die Sprache hätten wir nie unseren Aufstieg antreten können, der uns zu unvergleichlicher Macht über alle anderen Tiere und sogar über die Natur selbst geführt hat.

Vorrangig ist die Sprache aber nicht einfach deshalb, weil sie zuerst da war. Sie ist, für sich betrachtet, ein Werkzeug von außerordentlichem Raffinement, das jedoch auf einer Idee von genialer Einfachheit beruht: «Diese wunderbare Erfindung, welche darin besteht, aus fünfundzwanzig oder dreißig Lauten jene unendliche Vielfalt von Wörtern zu bilden, die, obgleich sie in sich keinerlei Ähnlichkeit mit dem bergen, was sich in unserem Geist abspielt, nicht versäumen, den anderen sein ganzes Geheimnis zu entdecken und denjenigen, die nicht in ihn eindringen können, alles, was wir uns vorstellen, und die Gesamtheit der verschiedenen Regungen unserer Seele mitzuteilen.» So fassten im Jahre 1660 die renommierten Grammatiker der Abtei Port Royal in der Nähe von Versailles das Wesen der Sprache zusammen, und seither hat niemand die Größe ihrer Leistung eloquenter gepriesen. Alle diese Lobeshymnen weisen jedoch eine Unstimmigkeit auf, denn der Tribut, den sie der Leistung der Sprache zollen, verdeckt einen einfachen, aber gravierenden Widerspruch: Die Sprache ist die größte Erfindung der Menschheit – obwohl sie natürlich nie erfunden wurde.

Dieses scheinbare Paradox steht im Mittelpunkt der Faszination, welche die Sprache auf uns ausübt. In ihm liegen viele ihrer Geheimnisse verborgen, und davon handelt dieses Buch.

Oft scheint die Sprache mit derartigem Geschick entworfen worden zu sein, dass man sich kaum vorstellen kann, sie sei etwas anderes als die vervollkommnete Schöpfung eines Handwerksmeisters. Wie anders wäre dieses Werkzeug in der Lage, aus kaum drei Dutzend lumpigen Lautsetzen derart viel zu machen? Für sich genommen bedeuten diese unterschiedlichen Mundstellungen – *p, f, b, w, t, d, k, g, sch, a, e* und so weiter – nicht mehr als ein paar planlos hervorgestoßene Töne, ziellose Geräusche ohne Bedeutung, ohne Ausdrucksfähigkeit, ohne das Vermögen, etwas zu erklären. Lassen wir sie aber durch das Getriebe der Sprachmaschine laufen, richten wir es so ein, dass sie sich in ganz bestimmten Anordnungen miteinander verbinden, dann gibt es nichts, was diese bedeutungslosen Luftströmungen nicht vollbringen können: vom Seufzer des unendlichen Überdrusses an der Existenz («nicht heut nacht, Josephine») bis zur Aufdeckung der fundamentalen Ordnung des Universums («Jeder Körper verharrt in seinem Zustand der Ruhe oder der gleichförmigen Bewegung in geradliniger Bahn, solange er nicht durch einwirkende Kräfte gezwungen wird, diesen Zustand zu ändern»).

Das Außerordentlichste an der Sprache ist jedoch, dass man kein Napoleon und kein Newton zu sein braucht, um ihr Räderwerk in Gang zu setzen. Die Sprachmaschine gestattet es so ziemlich jedem – vom prämodernen Jäger in grauer Vorzeit bis hin zu postmodernen Intellektuellen in grauer Vorstadt –, diese bedeutungslosen Laute zu einer unendlichen Vielfalt subtiler Bedeutungen zu verknüpfen, und das alles anscheinend ohne die geringste Mühe. Gerade diese trügerische Leichtigkeit ist es jedoch, die die Sprache zum Opfer ihres eigenen Erfolges werden lässt, denn im Alltag betrachtet man ihre Triumphe meist als selbstverständlich. Die Räder der Sprache laufen so reibungslos, dass man sich nur selten die Mühe macht, innezuhalten und über all die Findigkeit und Sachkunde nachzudenken, die erforderlich gewesen sein muss, um sie in Gang zu bringen. Die Sprache verhüllt die Kunst, die in ihr steckt.

Oft ist es erst die Seltsamkeit fremder Sprachen mit ihren zahlreichen exotischen und ungewohnten Eigenschaften, die einem das Wunderbare des Sprachbaus zu Bewusstsein bringt. Eines der auffälligsten Kunststücke, die manche Sprachen zuwege bringen können, ist die Fähigkeit, Wörter von atemberaubender Länge zu konstruieren und so mit einem einzigen Wort einen ganzen Satz auszudrücken. Beispielsweise bedeutet das türkische Wort *şehirlileştiremediklerimizdensiniz* nichts Geringeres

als «Sie sind einer von denen, die wir nicht Städter werden lassen können». (Falls Sie im Zweifel sind – dieses Ungetüm ist wirklich ein einziges Wort und nicht nur eine große Zahl von verschiedenen Wörtern, die man aneinandergesappt hat; die meisten seiner Bestandteile können nicht einmal für sich allein stehen.) Und wenn das wie eine einmalige Monstrosität klingt, dann betrachten wir das Sumerische, die Sprache, die vor etwa 5000 Jahren an den Ufern des Euphrat gesprochen wurde, und zwar von den Leuten, welche die Schrift erfanden und damit das Startsignal für die Geschichte gaben. Ein sumerisches Wort wie *munintuma'a* («als er es für sie passend gemacht hatte») könnte im Vergleich zu dem türkischen Koloss recht schlank aussehen. Was daran eindrucksvoll ist, ist jedoch nicht seine Länge, sondern eher das Gegenteil: die sparsame Kompaktheit seiner Konstruktion. Sumerische Wörter setzen sich aus verschiedenen «Slots» (Leerstellen) zusammen, von denen jeder einem bestimmten Teil der Bedeutung entspricht. Dieses schnittige Design macht es möglich, dass selbst ein einziger Laut nützliche Informationen vermittelt, und in dem Wort

mu	n	i	n	tum		a	'a
----	---	---	---	-----	--	---	----

 ist selbst das Nichtvorhandensein eines Lautes eingesetzt, um etwas Bestimmtes auszudrücken. Wenn Sie fragen, welches Element des sumerischen Wortes dem Pronomen «es» in der deutschen Übersetzung «als er *es* für sie passend gemacht hatte» entspricht, dann müsste die Antwort lauten: nichts. Allerdings ein ganz bestimmtes Nichts: das Nichts, das in dem unbesetzten Slot in der Mitte des Wortes steht. Die Technik ist also derart fein abgestimmt, dass sogar einem Nicht-Laut eine bestimmte Funktion zugeteilt worden ist, nachdem man ihn sorgfältig an einer bestimmten Stelle platziert hat. Wer könnte sich wohl einen derart raffinierten Apparat ausgedacht haben?

Mein Interesse an solchen Fragen wurde geweckt, als ich in meiner Schulzeit erstmals auf eine Struktur in einer fremden Sprache stieß, die mir damals seltsam und komplex vorkam: das lateinische Kasussystem. Dass ich mit einer neuen Sprache eine Menge kniffliger neuer Wörter auswendig lernen musste, brachte mich nun nicht so sehr aus der Fassung. Aber dieses lateinische System zeigte ein völlig unvertrautes Konzept, das einen faszinierenden, aber auch ziemlich abschreckenden Eindruck auf mich machte. Im Lateinischen haben die Nomina – so erklärte man mir – nicht nur eine einzige Form, sondern sie treten in vielen verschiedenen Gestalten und Formaten auf. Jedesmal wenn ein Nomen verwendet wird, muss es mit einer Endung verknüpft werden, welche die

genaue Rolle bestimmt, die es im Satz spielt. Beispielsweise gebraucht man das Wort *cactus*, wenn man sagt «der Kaktus hat mich gestochen», aber wenn man ihn sticht, dann muss man daran denken, stattdessen *cactum* zu sagen. Wenn man «von dem Kaktus» gestochen wird, sagt man *cacto*; um aber die Frucht «des Kaktus» zu pflücken, muss man *cacti* sagen. Und falls Sie den Wunsch haben sollten, einen Kaktus direkt anzureden («O Kaktus, wie spitz sind deine Stacheln!»), dann müssten Sie wiederum eine andere Endung verwenden: *cacte*. Jedes Wort hat bis zu sechs derartige Kasus, und jeder Kasus hat für den Singular und den Plural unterschiedliche Endungen. Nur um eine Vorstellung von der Komplexität dieses Systems zu vermitteln, folgt hier das Endungsschema für das Nomen *cactus*:

<i>cact-us</i>	«der Kaktus»	<i>cact-i</i>	«die Kaktusse»
<i>cact-e</i>	«o Kaktus!»	<i>cact-i</i>	«o Kaktusse!»
<i>cact-um</i>	«den Kaktus»	<i>cact-os</i>	«die Kaktusse»
<i>cact-i</i>	«des Kaktus»	<i>cact-orum</i>	«der Kaktusse»
<i>cact-o</i>	«dem Kaktus»	<i>cact-is</i>	«den Kaktussen»
<i>cact-o</i>	«durch den Kaktus»	<i>cact-is</i>	«durch die Kaktusse»

Und als ob das nicht schon schlimm genug wäre, haben dann noch nicht einmal alle Nomina die gleichen Endungen. Es gibt von ihnen nicht weniger als fünf verschiedene Gruppen, von denen jede ein eigenes Endungsschema aufweist. Wenn Sie also beispielsweise nicht von einem Kaktus, sondern von einem Stachel sprechen möchten, dann müssen Sie sich eine völlig andere Gruppe von Endungen einprägen.

Während ich mich abrackerte, all die lateinischen Kasusendungen auswendig zu lernen, entwickelte ich ziemlich starke Gefühle für diesen Gegenstand, aber ich war mir nicht ganz sicher, ob da mehr Liebe oder Hass im Spiel war. Einerseits machte das elegante Ineinandergreifen von Bedeutungen und Formen starken Eindruck auf mich. Hier war eine bemerkenswerte Struktur, die auf einer einfachen, aber glänzenden Idee beruhte: man benutzte eine kleine Endung, die an das Nomen angefügt wurde, um dessen Funktion im Satz zu bestimmen. Dieses durchdachte Verfahren macht das Lateinische zu einer so knappen Sprache, dass es elegant mit wenigen Worten Dinge ausdrücken kann, für die andere Sprachen viel längere Sätze brauchen. Andererseits schien das lateinische



Die Römer diskutieren Kasusendungen

Kasussystem nicht nur willkürlich, sondern auch unnötig kompliziert zu sein. Warum musste es zum Beispiel so viele verschiedene Endungsschemata für die verschiedenen Gruppen von Nomina geben? Warum konnte man nicht mit einem einzigen Satz von Endungen auskommen, der immer passt? Aber vor allem ging mir eine Frage nicht aus dem Kopf: Wer konnte sich diese Vielzahl von Endungen überhaupt ausgedacht haben? Und wenn sie nicht erfunden wurden, wie hatte es dann zur Herausbildung eines derart ausgeklügelten Systems von Konventionen kommen können?

Ich hatte kindliche Visionen von den Ältesten im antiken Rom, wie sie sich an einem heißen Sommertag versammeln und darüber diskutieren, wie die Kasusendungen lauten sollen. Als erstes entscheiden sie per Abstimmung, dass *-orum* die Endung des Genitivs Plural sein soll, und dann fangen sie an, sich über die Pluralendung für den Dativ zu streiten. Die eine Partei ist für *-is*, aber die andere spricht sich mit Leidenschaft für *-ibus* aus. Nach einer hitzigen Debatte gelangen sie schließlich zu einem gütlichen Kompromiss. Sie legen fest, dass die Nomina in der Sprache in verschiedene Gruppen eingeteilt werden und dass einige von ihnen die Endung *-is* erhalten, während andere mit *-ibus* gebildet werden.

Bei nüchterner Betrachtung hatte ich irgendwie den Verdacht, dass dieses Szenario nicht gerade sehr wahrscheinlich war. Trotzdem konnte ich mir keine plausible Alternative dazu vorzustellen, mit der sich hätte erklären lassen, wo all diese Endungen hergekommen sein konnten. Wenn dieses verwickelte System von Konventionen nicht von irgendeinem Architekten entworfen und von einer vorgeschichtlichen Versammlung gebilligt worden war, wie konnte es dann entstanden sein?

Natürlich war ich nicht der erste, dem derartige Probleme ein Rätsel aufgaben. Denn so weit man zurückdenken kann, haben die Ursprünge der kunstvollen Konstruktion der Sprache den Verstand von Wissenschaftlern und die Phantasie von Mythenschöpfern beschäftigt. In früheren Jahrhunderten wurde die Antwort auf all diese Fragen von der Heiligen Schrift ausgesprochen: ebenso wie sämtliche anderen Dinge im Himmel und auf Erden *war* die Sprache erfunden worden, und die Identität des Erfinders erklärte ihre wunderbar sinnreiche Konstruktion. Die Sprache erzählt die Ehre Gottes, und ihre Vollkommenheit verkündigt seiner Hände Werk.

Wenn aber die Sprache tatsächlich von Gott entworfen und Adam in voll ausgebildeter Form offenbart worden war, wie sollte man dann ihre zahlreichen nicht ganz so perfekten Aspekte erklären? Zum Beispiel, weshalb sollte die Menschheit in so vielen verschiedenen Zungen reden, von denen sich jede ihrer eigenen gewaltigen Auswahl an Komplexitäten und Unregelmäßigkeiten rühmen konnte? Die Bibel hat natürlich selbst für diese Mängel eine Erklärung: Bald schon reute Gott das Werkzeug, das er der Menschheit geschenkt hatte, denn die Sprache hatte die Menschen mächtig, allzu mächtig werden lassen, und Worte hatten ihnen die Phantasie gegeben, sich nach noch größerer Macht zu sehnen. Ihr Ehrgeiz kannte keine Grenzen, und sie sagten: «Wohlauf, lasst uns eine Stadt und einen Turm bauen, des Spitze bis an den Himmel reiche.» Und da zerstreute Gott die Menschen über das Antlitz der Erde, um ihren maßlosen Stolz zu zerschmettern, und ihre Sprachen verwirrte er. Die undurchschaubare Vielfalt von Sprachen wurde somit zur Strafe Gottes für die menschliche Hybris erklärt.

Die Geschichte vom Turmbau zu Babel beschwört in bemerkenswerter Weise die Macht der Sprache herauf, und sie bietet gewiss eine Vorahnung von den Exzessen, die diese Macht möglich gemacht hat. Wörtlich genommen erscheinen jedoch heutzutage weder die Erfindung durch

göttlichen Machtspruch noch die Zerstreuung als Strafe für menschliche Torheit glaubhaft. Hat aber je ein Mensch eine überzeugendere Erklärung geliefert?

Im 19. Jahrhundert, als man ernsthaft mit der wissenschaftlichen Erforschung der Sprache begann, sah es zunächst so aus, als werde die Lösung nicht lange auf sich warten lassen. Sobald die Sprachforscher die Geschichte der Sprache einer systematischen Prüfung unterzogen hätten und es ihnen gelungen wäre, deren vielleicht überraschendste Eigenschaft zu verstehen, nämlich die unaufhörlichen Wandlungen, denen ihre Wörter, Laute und selbst Strukturen im Laufe der Jahre unterworfen sind, würden sie sicherlich den Schlüssel zu allen Geheimnissen finden und sich Klarheit darüber verschaffen, wie das ganze Gebäude sprachlicher Konventionen entstanden war. Als sich aber die Philologen in die Geschichte der europäischen Sprachen vertieften, förderten sie leider keine Erkenntnisse darüber zutage, wie sich komplexe neue Sprachstrukturen bilden, sondern sie entdeckten nur, wie die alten zusammengebrochen und übereinandergestürzt sind. Um nur ein Beispiel zu nennen: das mächtige Kasussystem des Lateinischen bekam zuerst Brüche und zerfiel dann in der Spätzeit der Sprache, als sich die Endungen der Nomina abnutzten und verschwanden. Bei einem Nomen wie *annus* («Jahr»), das im klassischen Latein noch acht verschiedene Endungen für die einzelnen Kasus im Singular und im Plural hatte (*annus, anne, annum, anni, anno, annos, annorum, annis*), blieben in der Tochttersprache Italienisch nur noch zwei verschiedene Formen intakt: *anno* im Singular (ohne Differenzierung der Kasus) und *anni* im Plural. In einer anderen Tochttersprache, im Französischen, ist das Wort noch stärker zu einem endungslosen *an* zusammengeschrumpft, und in der gesprochenen Sprache ist bei diesem Nomen nicht einmal die Unterscheidung zwischen Singular und Plural erhalten geblieben, denn der Singular *an* und der Plural *ans* werden gewöhnlich gleich ausgesprochen – etwa wie {ã}.

Und einen derart durchgreifenden Zerfall haben nicht allein die Abkömmlinge des Lateinischen und nicht nur Kasussysteme erlebt. Antike Sprachen wie Sanskrit, Griechisch und Gotisch wiesen nicht nur bei den Nomina hochkomplexe Kasussysteme auf, sondern sie besaßen auch noch komplexere Systeme von Verbalendungen, die man verwendete, um eine Vielzahl verwickelter Bedeutungsschattierungen auszudrücken.

Wiederum hielt aber die Mehrzahl dieser Strukturen dem Ansturm der Zeit nicht stand, und in den modernen Nachfolgesprachen zerfielen sie. Je tiefer die Sprachwissenschaftler in der Geschichte gruben, desto eindrucksvoller schien der Aufbau der Wörter, auf die sie stießen, aber wenn sie die Veränderung von Sprachen über die Zeit hinweg verfolgten, dann waren Zerfall und Zusammenbruch die einzigen Prozesse, die sich wahrnehmen ließen.

Alle Zeichen schienen somit auf ein Goldenes Zeitalter zu deuten, das irgendwo in der Dämmerung der Vorgeschichte lag (kurz bevor die schriftliche Überlieferung einsetzte), als die Sprachen perfekt gebildete Strukturen und insbesondere ein kompliziertes Aufgebot von Wortendungen besaßen. In einem folgenden Stadium, und aus unbekanntem Grund, wurden jedoch die Kräfte der Zerstörung auf die Sprachen losgelassen und begannen, die sorgfältig gefügten Bauwerke anzugreifen und all die Endungen abzutragen. Seltsamerweise schien also das, was die Sprachwissenschaftler herausfanden, nur den Kern der biblischen Geschichte zu bestätigen: Irgendwann vor 6000 Jahren wurde Adam von Gott eine vollkommene Sprache geschenkt, und seither vermässeln wir sie nur noch.

Der betrüblich einseitige Charakter der Wandlungsprozesse in Sprachen brachte die Sprachwissenschaftler in eine recht verzweifelte Lage, und er führte zu einigen ebenso verzweifelten Erklärungsversuchen. Einer einflussreichen Theorie zufolge sollen Sprachen nur in der vorgeschichtlichen Epoche – dieser unbeobachtbaren Periode – damit beschäftigt gewesen sein, komplexere Strukturen auszubilden; denn in jener Frühzeit hätten die Völker all ihre Kraft dazu eingesetzt, ihre Sprachen zu vervollkommen. Sobald dann jedoch ein Volk auf die Bühne der Geschichte trat, wurde all seine schöpferische Energie nunmehr auf das «Geschichte-Machen» gerichtet, so dass für die mühselige Aufgabe des Sprachfortschritts nichts mehr übrig blieb. Und so kam es, dass die Kräfte der Zerstörung die Sprache dieses Volkes angriffen und ihre Strukturen allmählich zum Bersten und Zerfallen brachten.

War diese phantastische Geschichte wirklich die beste Erklärung, die Sprachforscher zu bieten hatten? Gewiss wäre es ein plausibleres Szenario, wenn in der Sprache neben den Kräften der Zerstörung auch bestimmte schöpferische und regenerative Kräfte am Werk wären, natürliche Prozesse, die Systeme von Konventionen formen und erneuern

können. Schließlich ist es unwahrscheinlich, dass jene Kräfte, die ursprünglich die alten vorgeschichtlichen Strukturen geschaffen hatten, zu irgendeinem Zeitpunkt vor einigen Jahrtausenden plötzlich ihre Tätigkeit eingestellt haben, nur weil irgendjemand beschloss, die Stoppuhr der Geschichte zu starten. Die Kräfte der Neuschöpfung müssen also immer noch irgendwo in der Nähe sein. Aber wo? Und warum ist es so viel schwerer, diese Kräfte ausfindig zu machen als die nur zu offensichtlichen Kräfte der Zerstörung?

Es dauerte lange, bis Sprachwissenschaftler begriffen, dass die Kräfte der Erschaffung nicht auf die ferne Vorgeschichte beschränkt, sondern dass sie selbst in heutigen Sprachen quicklebendig sind. Tatsächlich haben sie erst in den letzten Jahrzehnten damit begonnen, die wahre Bedeutung dieser schöpferischen Kräfte zu würdigen, und aus Hunderten von Sprachen aus aller Welt genügend Belege zusammengetragen, um uns ein tieferes Verständnis ihrer Funktionsweise zu vermitteln. Endlich sind wir jetzt in der Lage, ein klareres Bild der Art und Weise zu zeichnen, in der sich eindrucksvolle sprachliche Bauwerke herausbilden und verwickelte Systeme grammatischer Konventionen ganz von selbst entwickeln können. So ist es heutzutage möglich, einigen der Fragen zu Leibe zu rücken, die über so lange Zeit hinweg unlösbar erschienen waren.



Dieses Buch wird einige Geheimnisse der Sprache enthüllen und so versuchen, das Paradox dieser großen Erfindung, die nicht erfunden wurde, aufzulösen. Auf der Grundlage jüngster Entdeckungen der modernen Linguistik werde ich versuchen, die rätselhaften Kräfte der Neuschöpfung herauszustellen und somit zu klären, wie sich die kunstvolle Struktur der Sprache herausgebildet haben könnte. Das schließliche Ziel, das wir im letzten Teil des Buches erreichen werden, ist eine Reise im Zeitraffertempo durch die Entfaltungsgeschichte der Sprache. Ausgehend von einer frühen vorgeschichtlichen Epoche, als unsere Vorfahren nur über Namen für einige einfache Gegenstände und Handlungen verfügten und sie nur zu primitiven Äußerungen wie «bring wasser» oder «werf speer» zusammensetzen vermochten, werden wir die Herausbildung sprachlicher Komplexität verfolgen und sehen, wie sich das außerordentliche Raffinement heutiger Sprachen allmählich entwickeln konnte.

Auf den ersten Blick mag dieses Ziel viel zu ehrgeizig erscheinen, denn wie kann jemand den Anspruch erheben zu wissen, was sich in vorgeschichtlicher Zeit abgespielt hat, ohne sich in puren Phantasievorstellungen zu ergehen? Schriftliche Aufzeichnungen von Sprachen reichen in keinem Fall weiter als 5000 Jahre in die Vergangenheit zurück, und die Sprachen, die um diese Zeit belegt sind, sind keineswegs «primitiv». (Man denke nur an das Sumerische, die früheste belegte Sprache, mit seinen geschickt gestalteten Satzworthörtern wie *munintuma'a* und mit so ziemlich dem gesamten Repertoire komplexer Merkmale, das sich auch in modernen Sprachen findet.) Das bedeutet, dass das primitive Stadium, von dem ich eben sprach und das man ganz grob als das «Ich-Tarzan»-Stadium bezeichnen kann, weit früher liegen muss als der Beginn sämtlicher Aufzeichnungen, also in ferner vorgeschichtlicher Vergangenheit. Erschwerend kommt hinzu, dass man noch nicht einmal weiß, wann die Herausbildung komplexer Sprachen begonnen hat (mehr hierzu später). Wie können Linguisten jemals hoffen, ohne eine sichere Verankerung in der Zeit das zu rekonstruieren, was sich in jener fernen Vorzeit zugetragen haben könnte?

Der Kern der Antwort ist eine der Grundeinsichten der Linguistik: *die Gegenwart ist der Schlüssel zur Vergangenheit*. Dieser der Geologie entlehnte Lehrsatz trägt den furchterregenden Namen Uniformitätsprinzip, aber er steht für einen Gedanken, der ebenso einfach wie durchschlagend ist: Die Kräfte, welche die kunstvollen Eigenschaften der Sprache geschaffen haben, lassen sich nicht auf die Vorgeschichte beschränken, sondern müssen auch heute noch lebendig und damit beschäftigt sein, permanent neue Strukturen in den Sprachen der Gegenwart zu erschaffen. Es mag überraschen, dass der beste Weg zur Offenlegung der Vergangenheit also nicht immer im Blick auf verblichene Runen in alten Steinen liegt, sondern in der Untersuchung der Sprachen von heute.

All das bedeutet allerdings nicht, dass sich die kreativen Kräfte der Sprache ohne Mühe in den heutigen Sprachen aufdecken lassen. Dank der Entdeckungen der modernen Linguistik ist die Sprachschöpfung jedoch zu einer Herausforderung geworden, mit der zu beschäftigen sich lohnt. Und im folgenden will ich kurz beschreiben, wie ich dabei vorgehe.

Das erste Kapitel entwickelt eine klarere Vorstellung davon, was es mit der «Sprachstruktur» auf sich hat. Wir werden hinter die Kulissen

der Sprache schleichen und das Uhrwerk, nach dem sie tickt, betrachten. Dann, nachdem wir den Untersuchungsgegenstand im Blick haben, können wir mit der Betrachtung der Transformationen beginnen, die Sprachen im Laufe der Zeit durchmachen. Die erste Herausforderung wird darin bestehen zu begreifen, warum Sprachen nicht unverändert bleiben können, weshalb sie sich über die Jahre hinweg so radikal verändern und wie ihnen dies gelingt, ohne dass es zu einem völligen Zusammenbruch der Kommunikation kommt. Nachdem die wichtigsten Motive für die fortwährende Rastlosigkeit der Sprache umrissen sind, kann die eigentliche Arbeit beginnen – die Untersuchung der Wandlungsprozesse selbst.

Als erstes kommen die Kräfte der Zerstörung unter die Lupe, denn das Unheil, das sie anrichten, ist vielleicht der augenfälligste Aspekt der Unbeständigkeit der Sprache. Und seltsamerweise wird sich dabei auch herausstellen, dass diese Kräfte der Zerstörung für das Verständnis von Sprachschöpfung und sprachlicher Erneuerung eine maßgebliche Rolle spielen. Vor allem werden sie unentbehrlich für die Beantwortung einer entscheidenden Frage sein: woher stammt das Rohmaterial für die Sprachstruktur? Denken wir beispielsweise an das lateinische Kasussystem, von dem schon die Rede war. Wo könnte das ganze Aufgebot der Kasusendungen hergekommen sein? Eines ist sicher – in der Sprache wie in allen anderen Dingen gilt: von nichts kommt nichts. Nur sehr selten werden Wörter einfach «erfunden». Mit Sicherheit wurden die grammatischen Elemente nicht an einem schönen Sommertag auf einer vorgeschichtlichen Versammlung entworfen, und sie sind auch nicht dem Kessel eines Alchemisten entstiegen. Demnach müssen sie sich aus etwas entwickelt haben, das bereits da war. Was aber war das?

Die Antwort könnte überraschen: Die Quelle der grammatischen Elemente sind letztlich die prosaischesten Alltagswörter, unscheinbare Nomina und Verben wie «Rücken» oder «gehen». Irgendwie können schlichte Wörter wie diese im Laufe der Zeit drastische Operationen durchmachen und sich in völlig andere Wesen verwandeln: Kasusendungen, Präpositionen, Tempusmarkierungen und dergleichen. Um herauszufinden, wie sich diese Metamorphosen abspielen, werden wir unter der Oberfläche der Sprache graben und einige ihrer vertrauten Aspekte in neuem Licht betrachten müssen. Um nur einen ersten Eindruck von der Art von Transformationen zu vermitteln, auf die wir stoßen werden, hier ein bekanntes Beispiel aus dem Englischen. Nehmen wir

das englische Verb *go* – sicher eines der einfachsten und anspruchslosesten Verben. In einem englischen Satz wie «*she's going to the dentist*» bedeutet «*going*» einfach die Bewegung von einem Ort zum anderen, genau wie in der deutschen Entsprechung «*sie geht zum Zahnarzt*». Betrachten wir nun aber die folgenden Beispiele:

You're going to like this!

She's going to go to the dentist.

«*You're going to like this*» bedeutet nicht «*du gehst das mögen*» – niemand *geht* ja irgendwohin, um etwas zu mögen. Ebenso bedeutet «*she's going to go to the dentist*» nicht «*sie geht zum Zahnarzt gehen*». Etwas ist mit dem englischen Verb *go* passiert: die Phrase «*going to*» hat hier wenig mit einer Bewegung zu tun und deutet lediglich an, dass das Ereignis in der Zukunft stattfinden wird. Die Sätze bedeuten einfach «*du wirst es mögen*» und «*sie wird zum Zahnarzt gehen*». Was also spielt sich hier genau ab? Das englische *go* begann sein Dasein als ganz gewöhnliches Verb mit einer geradlinigen Bedeutung von Bewegung, so wie sie das Deutsche «*gehen*» jetzt immer noch hat. Irgendwie hat aber die Wendung «*going to*» eine völlig andere Funktion übernommen und wird nunmehr als grammatisches Element gebraucht, als Markierung des Futurs. In dieser Rolle kann die Phrase sogar zu *gonna* verkürzt werden, zumindest in gesprochenem Englisch:

You're gonna like this!

She's gonna go to the dentist.

Versucht man aber dieselbe Zusammenziehung in Fällen, in denen *go* noch in der ursprünglichen Bedeutung einer Bewegung verwendet wird, dann erlebt man eine Enttäuschung. Mag der Stil auch noch so umgangssprachlich, mag der Rahmen auch noch so poppig sein, kein englischer Muttersprachler würde jemals sagen «*I'm gonna the dentist*». Anscheinend hat also die Phrase «*going to*» eine Art schizophrene Existenz angenommen, denn einerseits wird sie ebenso wie im Deutschen immer noch in ihrem ursprünglichen, «*normalen*» Sinn einer Bewegung verwendet, aber andererseits hat sie ein *alter ego* entwickelt, eine Persönlichkeit, die in ein grammatisches Element verwandelt worden ist. Sie

hat eine andere Funktion und eine andere Bedeutung, ja sogar eine andere Aussprache angenommen.

Selbstverständlich ist das englische *gonna* nur ein sehr simples grammatisches Element – nicht gerade umwerfend, denken Sie vielleicht. Obgleich aber *gonna* ein ziemlich unbedeutendes Beispiel für «die Sprachstruktur» ist und obgleich es so aussehen mag, als lägen Welten zwischen *gonna* und großartigen Architekturen wie dem lateinischen Kasussystem, fassen die Transformationen, die zu dieser Form geführt haben, einen großen Teil der Grundprinzipien der grammatischen Schöpfung zusammen. Wenn also die Kapriolen von *gonna* offengelegt sind, werden sie uns auch zeigen, wie es zur Entstehung von erheblich eindrucksvolleren Bauwerken der Sprache gekommen sein könnte.

Sobald die Prinzipien der sprachlichen Erschaffung ihre Geheimnisse zu lüften begonnen haben und die wichtigsten Triebkräfte neuer grammatischer Strukturen aufgedeckt sind, wird sich schließlich die Möglichkeit bieten, alle diese Befunde zu einem ambitionierten Gedankenexperiment zusammenzuführen und sie auf die ferne Vergangenheit zu projizieren. Gegen Ende dieses Buches werde ich Sie zu einer Reise durch die Entfaltung der Sprache einladen, an deren Anfang das primitive «Ich-Tarzan»-Stadium steht und die vielleicht nicht ganz bis hin zu den Glanzlichtern außergewöhnlichen dichterischen Genies führt, aber gewiss bis zum nicht weniger außergewöhnlichen Raffinement der Sprachen von heute.



Bevor wir aufbrechen, müssen wir zwei mögliche Einwände ansprechen. Erstens, weshalb muss unsere Geschichte so «spät» in der Evolution der Sprache beginnen, in einer Zeit, in der bereits Wörter vorhanden waren, und nicht gleich zu Anfang, vor Millionen von Jahren, als die frühesten Hominiden von den Bäumen herabstiegen und ihre ersten Grunzlaute äußerten? Der Grund, weshalb wir nicht früher beginnen können, ist ganz einfach: Das «Ich-Tarzan»-Stadium stellt auch die Grenze unseres Wissens dar. In dem Augenblick, in dem die Sprache über Wörter verfügte, war sie der Sprache der Gegenwart bereits so ähnlich geworden, dass sich sinnvolle Parallelen zwischen damals und jetzt ziehen lassen. Beispielsweise ist die Annahme plausibel, dass die allerersten grammatischen Elemente in der Vorgeschichte auf ganz ähnliche Weise

entstanden, wie sich in heutigen Sprachen neue grammatische Elemente entwickeln. Es ist aber nicht so leicht, einen Blick in eine Zeit zurück zu werfen, die hinter dem «Ich-Tarzan»-Stadium liegt und in der sich die ersten Wörter herausbildeten, denn wir verfügen weder über moderne Parallelen noch über irgendwelche anderen Quellen für Belege, auf die wir zurückgreifen könnten. Heutzutage gibt es keine Kommunikationssysteme, die gerade im Begriff stehen, ihre ersten Wörter zu entwickeln. Die nächstliegende Parallele ist wahrscheinlich das Plappern von Säuglingen, aber niemand weiß, wie weit, wenn überhaupt, die Entwicklung der sprachlichen Fähigkeiten einzelner Kinder die Evolution der Sprache des Menschengeschlechts nachzeichnet. Und ganz offensichtlich laufen heutzutage keine Frühhominiden herum, an denen Linguisten ihre Theorien überprüfen können. Alles, was wir haben, sind ein paar Faustkeile und einige ausgetrocknete Knochen, und die sagen nichts darüber, wie die Sprache begann. Tatsächlich kann man an Hand von Werkzeugen und Fossilien noch nicht einmal mit Sicherheit bestimmen, *wann* sich die Sprache zu entwickeln begann. Nichts veranschaulicht unseren gegenwärtigen Zustand der Unwissenheit besser als die Skala der Schätzwerte, die für den Zeitpunkt angegeben werden, an dem sich die Sprache herausgebildet haben könnte – bisher ist es den Forschern gelungen, die Möglichkeiten auf eine Spanne von 40 000 bis zu anderthalb Millionen Jahren einzugrenzen.

Manche Forscher glauben, dass der *Homo erectus* vor etwa anderthalb Millionen Jahren bereits eine Sprache besaß. Als Argumente führen sie an, dass der *Homo erectus* ein ziemlich großes Gehirn hatte und dass er primitive, aber recht weitgehend standardisierte Steinwerkzeuge benutzte und wahrscheinlich auch den Gebrauch des Feuers beherrschte. Diese Hypothese mag natürlich richtig sein, aber ebensogut kann sie völlig daneben liegen. Der Gebrauch von Werkzeugen erfordert mit Sicherheit keine Sprache: Selbst Schimpansen benutzen Werkzeuge wie etwa Zweige, um Termiten zu jagen, oder Steine, um Nüsse zu knacken. Mehr noch, bei diesen Menschenaffen ist der Umgang mit Werkzeugen kein Instinkt, sondern eine kulturell vermittelte Aktivität, die sich nur bei bestimmten Gruppen findet. Die Fähigkeit wird von Müttern an ihre Kinder weitergegeben, und das geschieht ohne den Rückgriff auf so etwas wie eine menschliche Sprache. Selbstverständlich sind selbst die primitivsten Werkzeuge des *Homo erectus* bei weitem komplizierter als

alles, was Schimpansen verwenden, aber dennoch besteht kein zwingender Grund, weshalb diese abgeschlagenen Steine nicht ohne Sprache hätten hervorgebracht werden können. (Die Kunst ihrer Herstellung konnte schließlich leicht durch Nachahmung von einer Generation auf die andere weitergegeben werden.) Die Gehirngröße ist als Indikator für Sprache ebenso problematisch, denn letztlich hat niemand die geringste Ahnung, wieviel Gehirn man genau für wieviel Sprache braucht. Überdies mag die Fähigkeit zur Sprachverwendung Jahrtausende im Gehirn geschlummert haben, ohne tatsächlich in Gebrauch genommen worden zu sein. Schließlich lassen sich selbst Schimpansen, wenn sie von Menschen unterrichtet werden, dazu bringen, auf eine viel raffiniertere Weise zu kommunizieren, als sie das je unter natürlichen Bedingungen tun. Selbst wenn also das Gehirn des *Homo erectus* die Fähigkeit zu so etwas wie menschlicher Sprache besaß, gibt es keinen zwingenden Grund zu der Annahme, dass diese Kapazität je genutzt wurde. Die Argumente für ein frühes Geburtsdatum der Sprache sind also ziemlich zweifelhaft.

Die Argumente, die für ein spätes Datum angeführt werden, sind allerdings ebenfalls recht spekulativ. Die meisten Forscher glauben, dass sich die menschliche Sprache (und darunter verstehe ich auch das «Ich-Tarzan»-Stadium) nicht herausbilden konnte, bevor der *Homo sapiens* (d. h. die Spezies der anatomisch neuzeitlichen Menschen) auf der Bildfläche erschien, also etwa vor 150 000 Jahren. Einige Argumente für diese Ansicht beziehen sich auf die Form und die Stellung des Kehlkopfes, der bei früheren Hominiden höher lag als beim *Homo sapiens* und es ihnen infolgedessen nicht gestattete, die gesamte Skala von Lauten zu produzieren, die wir hervorbringen können. Manche Forscher sind der Ansicht, dass die Hominiden, die vor dem *Homo sapiens* lebten, beispielsweise nicht den Vokal *i* hervorbringen konnten. Das hat aber letztlich nicht viel zu sagen, denn es ist ganz offensichtlich durchaus möglich, völlig anständige Sprachen ohne den Vokal *i* zu haben. Mehrere Fachleute haben für das Auftreten der Sprache ein erheblich jüngeres Datum vorgeschlagen, wobei sie einen Zusammenhang mit einer sogenannten «Explosion» in Kunst und Technik herstellen, die vor 40 000 bis 50 000 Jahren stattgefunden haben soll. Um diese Zeit findet man in Ostafrika unverkennbare Belege für Kunst, so etwa aus Straußeneiern hergestellte scheibenförmige Perlen mit einem sauberen Loch in der Mitte, die in Kenia gefunden wurden. Etwas später, in der Zeit nach

40 000 v. Chr., liefern die europäischen Höhlenmalereien noch eklatantere Belege für künstlerische Kreativität. Manche Linguisten sind der Ansicht, erst wenn derartige symbolische Artefakte (und nicht nur funktionale Werkzeuge) belegt seien, könne man auf den Gebrauch einer «menschlichen Sprache» schließen, denn die wesentliche Eigenschaft der Sprache ist ja ihr symbolischer Charakter, die Kommunikation mit Zeichen, welche nur durch Konvention etwas bedeuten und nicht deshalb, weil sie wirklich wie das Objekt klingen, auf das sie verweisen. Es gibt auch noch andere verlockende Hinweise auf die Fähigkeiten unserer Vorfahren in dieser Epoche. Irgendwann vor 40 000 Jahren erreichten die ersten Siedler Australien, und da sie mit selbstgebauten Wasserfahrzeugen dorthin gelangt sein müssen, haben viele Forscher behauptet, dass diese frühen Kolonisten in der Lage gewesen sein müssen, recht detaillierte Bauanweisungen zu kommunizieren.

Auch hier ist jedoch Vorsicht geboten. Zunächst einmal sieht es so aus, als ziehe eine stetig zunehmende Menge von Beweismaterial die «Explosivität» der Explosion in Kunst und Technik in Zweifel, wobei das Datum für die ersten symbolischen Artefakte immer weiter in die Vergangenheit gerückt wird. Beispielsweise haben Forscher kürzlich in einer südafrikanischen Höhle durchbohrte Muschelperlen gefunden, die klare Anzeichen von symbolischer Kunst von vor etwa 75 000 Jahren zu sein scheinen. «Modernes menschliches Verhalten», wie es einige Archäologen genannt haben, scheint also viel früher eingesetzt zu haben als vor etwa 50 000 Jahren, und es scheint sich viel allmählicher entwickelt zu haben, als manchmal angenommen wurde.

Außerdem besteht keine zwangsläufige Verknüpfung zwischen Fortschritten in Kunst und Technik und Fortschritten in der Sprache. Um ein naheliegendes Beispiel zu nehmen: die Explosion der Technologie, die wir heutzutage erleben, war gewiss nicht von einer Zunahme der Komplexität der Sprache inspiriert, und ebensowenig war für die industrielle Revolution oder für einen anderen technologischen Sprung in historischer Zeit ein Fortschritt in der Sprache verantwortlich. Darüber hinaus gibt es einen noch stärkeren Grund zur Vorsicht. Wäre der Entwicklungsstand der Technik immer ein Anzeichen für sprachliche Fertigkeiten, dann würde man in den einfachsten und technisch am wenigsten entwickelten Gesellschaften von Jägern und Sammlern sehr einfache, primitive Sprachen erwarten. Die Wirklichkeit könnte jedoch hiervon nicht stärker ver-

schieden sein. Kleine Stämme mit einer Technik auf dem Stand der Steinzeit besitzen Sprachen, deren Strukturen das Lateinische und Griechische bisweilen wie ein Kinderspiel aussehen lassen. «Wenn es um sprachliche Formen geht, bewegt sich Platon auf der gleichen Ebene wie der makedonische Schweinehirt, und Konfuzius reicht dem wilden Kopffäger aus Assam die Hand», hat der amerikanische Linguist Edward Sapir einmal erklärt.

Selbstverständlich hat das Fehlen zuverlässiger Informationen darüber, wann und wie die Sprache erstmals aufgetaucht ist, niemanden daran gehindert, über diese Frage zu spekulieren. Ganz im Gegenteil – seit Jahrhunderten ist es ein beliebter Zeitvertreib vieler angesehenen Denker, sich vorzustellen, wie sich die Sprache bei der Spezies Mensch entwickelt hat. Eine der originellsten Theorien war gewiss die des Franzosen Jean-Pierre Brisset, der im Jahre 1900 nachwies, wie sich die menschliche Sprache (also das Französische) unmittelbar aus dem Quaken von Fröschen entwickelt hat. Eines Tages, als Brisset an einem Teich Frösche beobachtete, blickte ihn einer von ihnen unverwandt an und sagte «quak». Nach einigem Nachdenken erkannte Brisset, dass das, was der Frosch gesagt hatte, einfach eine verkürzte Fassung der Frage «*quoi que tu dis?*» war. Und er machte sich daran, die Gesamtheit der Sprache von Permutationen und Kombinationen der Äußerung «quak quak» abzuleiten.

Zugegebenermaßen hat sich über ein Jahrhundert später das Niveau der Spekulation deutlich gebessert. Heutzutage können Forscher auf Fortschritte in Neurologie und Computersimulationen zurückgreifen, um ihren Szenarien ein wissenschaftlicheres Gerüst zu verleihen. Ungeachtet solchen Fortschritts bleiben jedoch die Spekulationen nicht weniger spekulativ, wovon die eindrucksvolle Skala gängiger Theorien darüber zeugt, woraus die ersten Wörter hervorgegangen sein sollen: aus Rufen und Schreien; aus Handgesten und Zeichensprache; aus der Nachahmungsfähigkeit; aus der Täuschungsfähigkeit; aus gegenseitiger Körperpflege; aus Gesang, Tanz und Rhythmus; aus Kauen, Saugen und Lecken; und aus nahezu jeder beliebigen anderen Aktivität unter der Sonne. Entscheidend ist, dass alle diese Szenarien ohne Beweise nichts als bloße Geschichten sind. Gewöhnlich sind sie faszinierend, häufig unterhaltsam und manchmal sogar plausibel – aber dennoch nicht viel mehr als Phantasieprodukte.

Das bedeutet natürlich, dass unsere Sprachgeschichte unvollständig bleiben muss. Anstatt aber dem nachzutruern, was sich niemals herausfinden lässt, können wir den Teil erkunden, der in unserer Reichweite liegt. Dieser Teil ist nicht nur ziemlich groß, sondern auch recht spektakulär.



Beim zweiten, möglicherweise ernsteren Einwand gegen den von mir skizzierten Angriffsplan geht es um die Frage der «Angeborenheit»: Welcher Teil der Sprachstruktur ist bereits in unseren Genen codiert? Leser, die mit der Debatte über diese Thematik vertraut sind, könnten sich durchaus die Frage stellen, wie sich die Erkundung des Sprachwandels mit der Ansicht verträgt, dass bedeutende Elemente der Sprachstruktur in unseren Genen festgelegt sind. Während der letzten Jahrzehnte wurde im Werk von Noam Chomsky und in dem von ihm inspirierten einflussreichen «nativistischen» Forschungsprogramm die Auffassung vertreten, dass einige der Grundregeln der Grammatik biologisch vorverkabelt sind und dass das Gehirn eines Säuglings bereits mit speziellem Werkzeug zur Bearbeitung komplexer grammatischer Strukturen ausgerüstet ist, so dass er diese Strukturen nicht zu lernen braucht, wenn er sich seine Muttersprache aneignet.

Viele Leute, die der Linguistik ferner stehen, haben den Eindruck, es gebe dort über die Frage der Angeborenheit einen etablierten Konsens. Die Wirklichkeit könnte hiervon jedoch nicht stärker verschieden sein. Lassen Sie fünf Linguisten in einem Raum los und fordern Sie sie auf, über das Thema Angeborenheit zu diskutieren – Sie können damit rechnen, dass Sie mindestens sieben einander widersprechende Ansichten zu hören bekommen, die alle leidenschaftlich und erbittert vorgetragen werden. Der Grund, weshalb es so viele Meinungsverschiedenheiten gibt, ist recht einfach: niemand *weiß* wirklich, was genau im Gehirn fest verankert ist, und so kann niemand mit Bestimmtheit sagen, wie viel an der Sprache Instinkt ist. (Gewöhnlich bleibt, wenn etwas als Tatsache bekannt ist, kaum mehr Raum für faszinierende Kontroversen. Es gibt beispielsweise keine erbitterten Debatten mehr über die Frage, ob die Erde eine Kugel oder eine Scheibe ist, oder darüber, ob sie um die Sonne kreist oder umgekehrt.) Selbstverständlich gibt es im Zusammenhang mit der Angeborenheit einige grundlegende Fakten, über die sich alle

einig sind, und hierzu gehört als vielleicht wichtigster Punkt die bemerkenswerte Fähigkeit von Kindern, sich jede beliebige menschliche Sprache anzueignen. Man nehme ein menschliches Baby von irgendeinem Ort des Globus und setze es an einem beliebigen anderen Ort ab, auf der indonesischen Insel Borneo beispielsweise, und in wenigen Jahren wird es heranwachsen und fließend und fehlerlos Indonesisch sprechen.

Dass diese Fähigkeit nur *menschlichen* Babies zukommt, ist ebenfalls klar. Auf Borneo ist es betrüblicherweise immer noch eine verbreitete Praxis, weibliche Orang-Utans zu schießen und ihre Jungen als Haustiere aufzuziehen. Diese Affen wachsen in Familien auf, manchmal Seite an Seite mit gleichaltrigen Menschenbabys, aber die Orang-Utans bringen es nie so weit, Indonesisch zu lernen. Und populären Mythen zum Trotz können nicht einmal Schimpansen eine menschliche Sprache lernen, auch wenn manche Schimpansen in Gefangenschaft bemerkenswerte Kommunikationsfähigkeiten entwickelt haben. Anfang der 1980er Jahre machte ein Zwergschimpanse (oder Bonobo) namens Kanzi Geschichte als erster Affe, der ohne eine gezielte Ausbildung lernte, mit Menschen zu kommunizieren. Der kleine Kanzi wurde im Sprachforschungszentrum der Georgia State University in Atlanta geboren, und in seinen ersten Lebensjahren spielte er gewöhnlich an der Seite seiner Mutter, während sie ihre Ausbildungsstunden hatte, in denen die Forscher den (ziemlich erfolglosen) Versuch unternahmen, ihr beizubringen, mit Hilfe von Bildsymbolen zu kommunizieren. Dem kleinen Affen schenkten die Ausbilder keine Beachtung, weil er ihrer Ansicht nach noch zu jung zum Lernen war, aber ohne dass sie es mitbekamen, nahm Kanzi mehr in sich auf, als seine Mutter jemals lernte, und als er heranwuchs, entwickelte er dann kognitive und kommunikative Fähigkeiten, mit denen er jeden anderen Affen vor ihm übertraf. Als Erwachsener soll er jetzt in der Lage sein, mehr als 200 verschiedene Symbole zu verwenden und nicht weniger als 500 gesprochene Wörter sowie selbst einige ganz einfache Sätze zu verstehen. Obgleich aber dieser Einstein der Schimpansenwelt gezeigt hat, dass Affen weitaus intelligenter kommunizieren können, als man je für möglich gehalten hatte, und uns auf diese Weise zwang, etwas von unserer Einzigartigkeit in Sachen Kognition abzugeben, ist selbst Kanzi nicht in der Lage, Symbole zu irgendeinem Gebilde zu verketteten, das in seiner Komplexität einer menschlichen Sprache ähnelt.

Das menschliche Gehirn ist insofern einzigartig, als es über die Hardware verfügt, die erforderlich ist, um eine menschliche Sprache zu beherrschen – soviel ist unumstritten. Aber die Binsenweisheit, dass wir von Geburt an mit dem Vermögen ausgestattet sind, das zum Erlernen einer Sprache erforderlich ist, besagt über diese Aussage hinaus nicht sehr viel. Mit Sicherheit lässt sie nicht erkennen, ob die *spezifischen Eigenschaften* von Grammatik bereits in den Genen codiert sind oder ob das, was angeboren ist, nicht mehr als ein ganz allgemeiner Generalplan der Kognition ist. Und das ist die Frage, um die es bei der angespannten und oft erbittert geführten Kontroverse geht. Letztlich muss es so sein, dass hinter diesem großen Getöse nur eine einzige Wahrheit liegt. Eines Tages werden Wissenschaftler vielleicht in der Lage sein, die Aktivitäten der Neuronen des Gehirns mit solcher Genauigkeit abzutasten und zu interpretieren, dass seine Hardware zu einer ebenso wenig mysteriösen Angelegenheit wird wie die Gestalt der Erde. Halten Sie aber bitte nicht bis dahin den Atem an, denn das wird wohl noch eine Weile dauern. Ungeachtet bemerkenswerter Fortschritte in der Neurologie sind Wissenschaftler immer noch sehr weit davon entfernt, direkt beobachten zu können, wie eine abstrakte Information, also etwa eine grammatische Regel, im Gehirn codiert sein könnte – als «Hardware» (das, was verkabelt ist) oder als «Software» (das, was gelernt ist). Man kann also gar nicht nachdrücklich genug betonen, dass Linguisten, wenn sie sich leidenschaftlich darüber streiten, was genau angeboren ist, ihre Behauptungen nicht auf tatsächliche Beobachtungen des Vorhandenseins oder Nichtvorhandenseins einer bestimmten grammatischen Regel in den Neuronen eines Babys stützen können. Dieser ziemlich offenkundige Punkt sollte betont werden, weil Leser, die der Linguistik ferner stehen, eine gesunde Respektlosigkeit gegenüber den Argumenten entwickeln müssen, die von allen an der Debatte Beteiligten vorgebracht werden. Unbestrittene Tatsachen sind dünn gesät, und die Behauptungen und Gegenbehauptungen beruhen meist auf indirekten Schlussfolgerungen sowie auf subjektiven Empfindungen verschiedener Wissenschaftler im Hinblick auf das, was eine «plausiblere» Erklärung zu sein scheint.

Die heftigsten Schlachten in diesem Plausibilitätskrieg sind auf Feldern geschlagen worden, die in einiger Entfernung von dem Gang unserer historischen Erkundung liegen. Diese Debatte ist in linguistischen Kreisen als das «Poverty of Stimulus-Argument» bekannt (die These der

Unzulänglichkeit des Stimulus). Wie ist es möglich, fragte Chomsky, dass es Kindern gelingt, sich eine Sprache mit anscheinend so geringer Mühe anzueignen? Und wieviel Sprache können Kinder auf der Grundlage des ihnen zur Verfügung stehenden Materials wirklich lernen? Chomsky und seine Anhänger haben die Ansicht vertreten, dass Kinder spärlichen und unzulänglichen Eindrücken ausgesetzt sind. Schließlich werden die meisten Kinder nicht systematisch in ihrer Muttersprache unterrichtet, und was noch bedeutsamer ist, ihre Aufmerksamkeit wird selten auf falsche oder ungrammatische Sätze gelenkt. Und doch gelingt es Kindern nicht nur, die Regeln ihrer Sprache zu erwerben, es gibt auch eine ganze Reihe von Fehlern, die sie offenbar von Anfang an überhaupt nicht machen. Chomsky behauptete, da Kinder niemals all die korrekten Regeln rein aus dem Material hätten ableiten können, dem sie ausgesetzt waren, sei die einzig plausible Erklärung für ihren bemerkenswerten Erfolg, dass einige Grammatikregeln bereits in ihrem Gehirn angelegt waren und sie diese daher überhaupt nicht zu lernen brauchten.

Andere Linguisten haben jedoch ganz andere Interpretationen vorgeschlagen. Viele haben die Ansicht vertreten, dass Kinder aus dem ihnen gebotenen Material mehr lernen können, als Chomsky ursprünglich behauptet hatte, und dass Kinder erheblich mehr Stimuli empfangen, als Chomsky anerkannt hatte. Andere behaupten, dass Kinder viele der von Chomsky postulierten abstrakten Regeln nicht zu beherrschen brauchen, weil sie eine vollständige Kenntnis ihrer Sprache erwerben, indem sie weit weniger abstrakte Konstruktionen lernen. Schließlich stellen manche Linguisten das Argument auf den Kopf und behaupten, Kindern gelinge es, die Regeln ihrer Sprache aus anscheinend spärlichen Eindrücken herauszuziehen, gerade weil die Sprache nur solche Arten von Regeln entwickelt hat, die sich auf der Basis begrenzter Daten korrekt erschließen lassen.

Die Debatte tobt noch immer. Im Folgenden wird die Frage der Erlernbarkeit jedoch nicht im Mittelpunkt stehen, und so sollte es relativ leicht sein, sich aus dem Kreuzfeuer herauszuhalten. Der psychologische Aspekt der Kontroverse über das Thema «Veranlagung oder Umwelt» wird keine direkten Auswirkungen auf unsere historische Erkundung haben, und so werde ich diese Frage einfach – jedenfalls bis zum Sankt-Nimmerleinstag – als ungelöst betrachten. Es wird auf den folgenden Seiten auch nicht um die biologische Frage nach dem Aufbau unseres

Gehirns gehen. Ziel wird vielmehr sein, zu erforschen, wie sich ausgeklügelte Konventionen der Kommunikation in der menschlichen Gesellschaft herausbilden können. Mit anderen Worten, der Untersuchungsgegenstand wird nicht die biologische Evolution sein, sondern vielmehr Prozesse, die man manchmal als kulturelle Evolution bezeichnet: die Ausbildung von Regeln des Verhaltens in der Gesellschaft, die dann von Generation zu Generation weitergegeben werden.

Gleichwohl lässt es sich nicht vermeiden, dass die Frage der Angeborenheit irgendwo im Hintergrund schwebt, und zumindest in einem Sinne hoffe ich, wenn ich die Wege der kulturellen Evolution erkunde, einen positiven Beitrag zu dieser Debatte leisten zu können. Die Prozesse, durch die sich neue Sprachstrukturen bilden, können auf diejenigen Bereiche im Bau der Sprache verweisen, für die ein Rückgriff auf Angeborenheit nicht erforderlich ist. Der Gedanke ist relativ einfach: Es erscheint unwahrscheinlich, dass bestimmte grammatische Regeln bereits im Gehirn verankert sind, wenn sie sich erst in neuerer Zeit (also etwa innerhalb der letzten 100 000 Jahre) entwickelt haben und wenn sich ihre Herausbildung den natürlichen Kräften des Sprachwandels zuschreiben lässt. Mit anderen Worten, was sich auf kulturelle Evolution zurückführen lässt, braucht nicht vorverkabelt zu sein. Selbst wenn die Fähigkeit, grammatische Regeln zu lernen, angeboren ist, besteht kein Grund zur Annahme, dass unsere Gene irgendwelche *bestimmten* Regeln codieren, die sich nach dem «Ich-Tarzan»-Stadium herausgebildet haben.

Auf den nun folgenden Seiten werden wir daher nicht die Plausibilität bestimmter genetischer Mutationen bei früheren Hominiden untersuchen und auch nicht die Zusammensetzung von Chromosomen oder die Chemie von Neuronen erkunden. Stattdessen sehen wir uns das Belegmaterial an, das die Sprache selbst in überreicher Fülle bereitstellt – in den schriftlichen Aufzeichnungen von untergegangenen Kulturen und in der Umgangssprache der Gegenwart. Ich lade Sie also ein, sich auf die Suche nach den ausgeklügelten Konventionen der Kommunikation zu begeben und herauszufinden, wie Systeme von bisweilen atemberaubender Kompliziertheit auf dem Umweg über banale und gewöhnliche Merkmale der alltäglichen Sprache entstehen können. Die erste Aufgabe wird allerdings darin bestehen, das Objekt der Jagd klarer zu definieren, also die mysteriöse «Sprachstruktur» – was sie ist, was sie tut und wie gewandt sie dabei vorgeht.

Ein Luftschloss

*C'est un langage estrange que le Basque ...
On dit qu'ils s'entendent, je n'en croy rien.*

Eine seltsame Sprache ist dieses Baskische ...
Man sagt, sie verstehen sich,
aber ich glaube davon kein Wort.

Joseph Justus Scaliger (1540–1609)

Jeder weiß, dass die Wörter einer Sprache, von ihren Aalräuchereien bis zu ihren Zylinderstiften, unseren Äußerungen Bedeutung verleihen und es uns ermöglichen, einander zu verstehen. Und da eben fremde Sprachen so viele seltsame Wörter verwenden, können wir sie ohne jahrelange Anstrengungen nicht verstehen. Selbst Joseph Scaliger, der kenntnisreichste Gelehrte seiner Zeit, ein Polyglotte, der nicht nur fließend Latein, Griechisch und die meisten modernen Sprachen Europas beherrschte, sondern sich auch Hebräisch, Arabisch, Aramäisch und Persisch beibrachte, musste sich beim Baskischen doch geschlagen geben, weil es für wirklich alle Dinge ganz andere Ausdrücke verwendete. Der enorme Aufwand, für eine neue Sprache viele Tausende von Wörtern auswendig zu lernen, steht für uns derart im Vordergrund, dass dadurch leicht der Eindruck entsteht, eine Sprache zu können laufe einfach darauf hinaus, ihre Wörter zu kennen. Wenn man nur die Bedeutung jedes einzelnen Wortes erkennen könnte, dann brauchte man sicherlich nicht mehr zu tun, als alle diese Bedeutungen irgendwie zusammenzufügen, um die Bedeutung eines ganzen Satzes zu erfassen. Wenn das aber so ist, wenn die Sprache letztlich nicht mehr ist als ein Haufen Wörter, ist dann nicht die Suche nach dem Ursprung der Struktur lediglich ein intellektuelles Glasperlenspiel?

Bei genauerem Nachdenken wird jedoch schnell deutlich, dass die Sprache viel mehr ist als die Summe ihrer Wörter. Tatsächlich wäre eine Sprache ohne eine Struktur, die ihnen als Stütze dienen könnte, ein un-

zulängliches Kommunikationsinstrument. Wörter mögen die Ziegel des Sprachbaus sein, aber wenn wir subtile Gedanken zum Ausdruck bringen möchten, bei denen es um verwickelte Beziehungen zwischen verschiedenen Begriffen geht, dann müssen wir die Wörter zu richtigen Sätzen zusammenfügen. Die Struktur der Sprache ist das, was einen Haufen Wortziegel in einen Palast von Ausdrücken verwandeln kann – in ein Luftschloss.

Betrachten wir als ein einfaches Beispiel den folgenden Satz:

Kopf jähzornige bringen der seine den Tafel Gemahlin Sultan der an ließ

Wenn die Bedeutung eines Satzes nicht mehr ist als die Summe seiner Wörter, warum beinhaltet dann diese Wortfolge hier keinerlei Substanz, obgleich die Bedeutung jedes einzelnen Wortes völlig vertraut ist? Der Grund hierfür liegt darin, dass diesem Satz eine wesentliche Eigenschaft fehlt, und welche Eigenschaft dies genau ist, wird in dem Augenblick klar, in dem man dieselben Wörter nimmt und sie in einer anderen Reihenfolge anordnet. Plötzlich erhalten sie einen Sinn:

Der Sultan ließ seine jähzornige Gemahlin an den Kopf der Tafel bringen

In dieser Anordnung vermitteln die Wörter ein im Detail geschildertes Geschehen, an dem verschiedene Teilnehmer mitwirken, und sie beschreiben jetzt nicht nur, wer diese Teilnehmer sind, sondern sie sagen auch genau, wer was wem antut. Und um den letzten schleichenden Verdacht zu beseitigen, dass die Wahl der Wörter für sich allein die Bedeutung eines Satzes diktiert, sehen wir uns einmal an, was passiert, wenn man dieselben Wörter schüttelt und sie erneut in eine andere Reihenfolge bringt:

Der jähzornige Sultan ließ an seine Tafel den Kopf der Gemahlin bringen

Es gibt zahlreiche geschliffene Aphorismen, die genau mit derartigen Wortvertauschungen spielen. Unter Dirigenten hört man häufig den Ratsschlag «Besser die Partitur im Kopf als den Kopf in der Partitur». Entwicklungshilfe hat man definiert als den Transfer von Geld «von armen Menschen in reichen Ländern zu reichen Menschen in armen Ländern».

Bertolt Brecht erklärt das Wesen der Ordnung so: «Wo nichts am rechten Platz liegt, da ist Unordnung. Wo am rechten Platz nichts liegt, da ist Ordnung.» Und der Werbespruch einer DDR-Beratungsfirma lautete angeblich «Unsere Lösung – Ihr Problem». Eine etwas derbere Geschichte von einem auf großem Fuß lebenden Wiener Ehepaar zitiert Freud in seiner Schrift *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten*: «Nach der Ansicht der einen soll der Mann viel verdient und sich dabei etwas zurückgelegt haben, nach anderen wieder soll sich die Frau etwas zurückgelegt und dabei viel verdient haben.»

Vielleicht am berühmtesten ist jedoch das Gespräch, das Alice im Wunderland auf der Teegesellschaft des verrückten Hutmachers führt:

«Dann solltest du auch sagen, was du meinst», fuhr der Schnapphase fort. «Das tue ich ja», widersprach Alice rasch; «wenigstens – wenigstens meine ich, was ich sage, und das kommt ja wohl aufs gleiche heraus.» «Ganz und gar nicht», sagte der Hutmacher. «Mit demselben Recht könntest du ja sagen: ‹Ich sehe, was ich esse› ist das gleiche wie ‹Ich esse, was ich sehe!›» «Mit demselben Recht könntest du ja sagen», fiel der Schnapphase ein, «‹Was mir gehört, gefällt mir› ist das Gleiche wie ‹Was mir gefällt, gehört mir!›» «Mit demselben Recht könntest du ja sagen», fügte die Haselmaus hinzu, die offenbar im Schläfe sprach, «‹Solange ich schlafe, lebe ich› ist das gleiche wie ‹Solange ich lebe, schlafe ich!›»

Der Sinn eines Satzes hängt also ganz offensichtlich nicht nur von der Bedeutung jedes einzelnen Wortes ab, sondern auch von der jeweiligen Anordnung, in der die Wörter aneinandergereiht werden. Die Wahl der Bedeutung hat etwas zu sagen, aber die Anordnung der Kombination ebenso. (Mit demselben Recht könnte man auch formulieren: «Die Wahl der Anordnung hat ebenso etwas für die Bedeutung der Kombination zu sagen».)

Eine natürliche Reaktion auf alle diese Überlegungen könnte nun ungefähr folgendermaßen aussehen: Selbstverständlich ist es wichtig, in welcher Reihenfolge die Wörter miteinander verbunden werden, aber bringen wir die Wörter nicht einfach in die *natürliche* Reihenfolge? Folgt nicht die Anordnung der Wörter im Satz einfach der natürlichen Anordnung der Gedanken? Um zu sehen, weshalb die Dinge nicht so einfach sind, hier eine weitere Variante des Sultan-Beispiels:

Jähzornig Sultan Gemahlin von Kopf ihren Tafel seine an bringen ließ er

Schon wieder, werden Sie jetzt denken. Ohne Zweifel ist dies nichts als eine weitere bedeutungslose Liste, eine Ansammlung von Wörtern, die darauf warten, dass man sie schüttelt, damit sie irgendeine vernünftige Reihenfolge annehmen, um noch eine weitere Bedeutung entstehen zu lassen. In Wirklichkeit aber ist die hier angeführte Wortfolge ein absolut sinnvoller Satz. Oder, um genauer zu sein, sie wäre ein absolut sinnvoller Satz, wenn Sie zufällig in der Stadt des Sultans geboren wären und Türkisch sprächen. Die oben angeführte Wortkette ist einfach eine Wort-für-Wort-Übersetzung eines ganz und gar respektablen türkischen Satzes:

Hiddetli padişah valide-nin baş-ını masa-sı-na getir-tt-i

Jähzornig Sultan Gemahlin-von Kopf-ihren Tafel-seine-an bringen-ließ-er

«Der jähzornige Sultan ließ den Kopf der Gemahlin an seine Tafel bringen»

Machen wir uns einstweilen keine Gedanken über den Umstand, dass ein einziges türkisches Wort Sachverhalte ausdrücken kann, die viele andere Sprachen mit mehreren selbständigen Wörtern wiedergeben, und konzentrieren wir uns im Augenblick einfach auf die *Reihenfolge*, in der die türkischen Elemente angeordnet sind. Ganz offensichtlich ist das «Natürliche» sehr stark eine Frage der Geographie: was für einen Türken vollkommen natürlich ist, wirkt auf einen Deutschsprachigen eher ungewöhnlich.

Ein noch eklatanteres Beispiel für die Diskrepanz zwischen den Anordnungsregeln verschiedener Sprachen liefert das türkische Wortungetüm *sehirlileştiremediklerimizdeniz* aus der Einleitung. Vergleichen wir zunächst das Türkische mit dem Englischen. Die folgende Übersetzung enthält die ungefähre englische Entsprechung jedes einzelnen Bestandteils des türkischen Wortes in genau der Reihenfolge, in der die Elemente im Türkischen auftreten. Versucht man, diese Version auf englisch zu lesen, dann sieht es so aus, als habe man da ein ebensolches Kauderwelsch vor sich wie mit dem türkischen Wort selbst.


Türkisch: *sehirli-leş-tir-e-me-dik-ler-imiz-den-siniz*

Englisch: town.dweller-become-cause.to-able.to-not-whom-those-we-one.of-you.are

Versuchen Sie es aber mit einem einfachen Trick und lesen Sie die englischen Wörter in umgekehrter Reihenfolge:

you.are one.of we those whom not able.to cause.to become town-dweller


Nun braucht es nur eine kleine Veränderung – die Versetzung des «we» um zwei Plätze weiter nach rechts –, um einen im Wesentlichen verständlichen englischen Satz zu erhalten:

you.are one.of  those whom we (are) not able.to cause.to become (a) town.dweller

Aus der Sicht eines englischen Muttersprachlers ordnet also das Türkische die Elemente nahezu exakt rückwärts an! Welche Reihenfolge ist nun «natürlich» – die türkische oder die englische? Vielleicht kann uns das Deutsche bei der Lösung dieses Problems helfen:

Türkisch: *şehirli- leş- tir - e- me- dik- ler- imiz-den- siniz*
 Deutsch: Städter-werden-lassen-können-nicht-die- denen-wir- einer.von-Sie.sind

Um dem türkischen Wort in der deutschen Wiedergabe einen Sinn abzugewinnen, muss man zunächst wie im Englischen vom Ende her rückwärts lesen (wobei dann nur das «wir» nicht ganz in die Abfolge passt):

Sie.sind einer.von  denen die wir nicht ...

Dann aber, in der Mitte des türkischen Wortes, wechselt das Deutsche plötzlich die Fronten und fährt fort, so als sei es Türkisch, mit der Folge «Städter werden lassen können» und nicht, wie die Reihenfolge im Englischen lauten würde, «können lassen werden Städter».

Wer spricht hier nun natürlich? Die Engländer oder die Türken, deren Ausdrücke sich zueinander fast exakt wie Spiegelbilder verhalten? Oder vielleicht die Deutschen, die wie die Engländer beginnen und wie die Türken aufhören, so als liefen sie mit dem einen Fuß vorwärts und mit dem anderen rückwärts?

Dass einem die Gewohnheiten der eigenen Sprache ganz und gar natürlich vorkommen, überrascht nicht gerade – «natürlich» ist schließlich das, was man gewohnt ist. Überwindet man aber die durch Vertrautheit entstandenen Vorurteile, dann wird deutlich, dass keine dieser Sprachen ein Monopol auf das hat, was natürlich ist. Die unterschiedlichen Wort-

folgen im Deutschen, im Türkischen und im Englischen sind einfach kulturelle Konventionen, und Konventionen sind ihrem Wesen nach in Raum und Zeit variabel.

All das soll selbstverständlich nicht heißen, dass die Konventionen der Wortfolge in jeder Hinsicht völlig willkürlich sind und dass verschiedene Sprachen ihre Wörter ganz und gar nach Lust und Laune anordnen können. Vielmehr werde ich in Kapitel 7 die Auffassung vertreten, dass es für die Anordnung von Wörtern ein paar einfache Grundregeln gibt, die in der Tat natürlich sind und die alle Sprachen miteinander gemeinsam haben. Wie wir jedoch später noch sehen werden, lassen diese natürlichen Prinzipien immer noch beträchtlichen Spielraum für unterschiedliche Entscheidungen, und es gibt eine ganz bestimmte Entscheidung, die von Sprachen an einem gewissen Punkt ihrer Entwicklung getroffen wird und die sich dann durch die gesamte Sprachstruktur fortpflanzt und schließlich zu dem Spiegelbild-Effekt führen kann, den das Englische gegenüber dem Türkischen aufweist. (Das Deutsche ist, wie wir gesehen haben, in der Mitte stecken geblieben.)

Wichtig ist jedoch einstweilen die Feststellung, dass ein Satz nicht deshalb zu einem sinnvollen Satz wird, weil seine Wörter einfach in irgendeiner natürlichen und allgemeingültigen Ordnung der Gedanken aneinandergereiht sind. Das Kunststück der Verwandlung eines Haufens von Wörtern in ein komplexes zusammenhängendes Ganzes wird vielmehr mittels eines ausgeklügelten Systems struktureller Konventionen vollbracht, die von einer Sprache zur anderen erheblich variieren können.

Die Konventionen der Wortfolge sind wahrscheinlich das älteste Element in der Struktur der Sprache. In Kapitel 7 werde ich darlegen, dass damals, in der «Ich-Tarzan»-Ära, Sprechern nichts als ein paar einfache Anordnungsprinzipien zur Verfügung standen, wenn sie Wörter miteinander zu verketteten suchten. Und selbst für die Sprachen der Gegenwart dürfte gelten, dass die Anordnung der Wörter in einer bestimmten Reihenfolge immer noch das wichtigste Element in der Kunst des Satzbaus darstellt. Gleichwohl ist die Wortfolge nicht mehr das *einzig*e Mittel, auf das sich Sprecher stützen können, wenn sie Wörter miteinander verbinden, denn die Sprachen haben noch zahlreiche andere Techniken entwickelt, um die Ziegel aneinander haften zu lassen, so etwa den Gebrauch verschiedener Klebstoffe, welche die Errichtung weitaus komplexerer

Gebäude erleichtern. Die nun folgenden Seiten bieten einen Überblick über diese anderen Komponenten der Sprachstruktur – vom Mörtel, von den Schrauben und Nägeln angefangen bis hin zu den großen Linien der Architektur. Zum Schluss des Kapitels wird klar sein, dass die Suche nach dem Ursprung der Sprachstruktur nichts Geringeres darstellt als den Versuch herauszufinden, wie wir die Fähigkeit erworben haben, Brücken aus Gedanken zu bauen.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de